

Hans Maier

Dialekte und Hochsprachen im künftigen Europa. Von der Region Heilbronn-Franken zur Bundesrepublik Deutschland und zur Europäischen Union

Zunächst darf ich mich herzlich für die Einladung bedanken. Ich freue mich, heute Abend bei Ihrer Regionaltafel zu Gast zu sein. Zwar komme ich regelmäßig nach Stuttgart, es ist ja von München nicht weit; aber die *Region Heilbronn-Franken* ist doch etwas Anderes, Besonderes, sie ist, wie der Werbespruch zu Recht sagt, ein „starkes Stück Baden-Württemberg“. Gewerbefleiß und „Schaffigkeit“ haben hier ebenso ihren Platz wie Heimatliebe und Lebensfreude. Man kann sich in dieser Region an Natur und Kunst erfreuen, an Kirchen und Schlössern, Flüssen, Wäldern, Radwegen. Alles liegt leicht erreichbar vor der Haustür. Es herrscht kein Mangel an berühmten Orten, an Attraktionen vielfältiger Art – aber auch das Stille, Abgelegene, die Schlupfwinkel, in die man sich zurückziehen kann, fehlen nicht. Für mich ist diese Region mit drei Namen verbunden: meinem alten Malerfreund Emil Wachter (maßgebliche Anstöße zur Gründung der Emil-Wachter-Stiftung kamen aus Heilbronn!), dem Dichter Hermann Lenz, in dessen Werk Hohenlohe eine so große Rolle spielt – und nicht zuletzt mit Reinhold Würth, den ich ebenso als Unternehmer wie als Mäzen, als Ökonomen und als musischen Menschen kenne und schätze. Aber es gibt auch familiäre Beziehungen zu Heilbronn-Franken: einer meiner Großneffen, heute am Oberrhein als Winzer tätig, hat in Weinsberg Weinbau studiert – und eine Tochter war einige Zeit als Pressesprecherin bei Mustang tätig. Außerdem stammte einer meiner historischen Lehrer, Clemens Bauer, aus Schwäbisch-Hall. Genug Anknüpfungspunkte also für mein Thema: „Dialekte und Hochsprachen im künftigen Europa – von der Region Heilbronn-Franken zur Bundesrepublik Deutschland und zur Europäischen Union.“

1. Dialekte und Hochsprachen

Es geht also um die Sprache. Und zwar um die Sprache in ihrer doppelten Gestalt: als geläufige *Sprech-Sprache*, in der wir uns ausdrücken, „wie uns der Schnabel gewachsen ist“ – und als entwickelte, in Regeln gefasste *Schrift-Sprache*, die gewissermaßen öffentlichen, amtlichen Charakter hat. Die erste Sprache geht von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr – die zweite als geschriebene oder gedruckte von Blatt zu Blatt (oder heute: von einem elektronischen Datenträger zum andern). Die eine ist vor allem Laut, Tonfall, Klangfärbung, etwas Hörbares also; die andere ist etwas Optisches, sie wird mit dem Auge aufgenommen und meist auf diese Weise, also sprachlos, tonlos, auch mitgeteilt – sie kann *gelesen*, muss aber nicht *vorgelesen* werden; einer Umsetzung des geschriebenen Textes ins Gesprochene, ins Hörbare bedarf es nicht.

Reden und Schreiben. Sprechen und Schrift – das sind Grundformen der Verständigung unter Menschen. Sie können sich berühren, überschneiden, ineinander übergehen; aber prinzipiell sind sie getrennt. Wir alle machen ja immer wieder dieselbe Erfahrung: Es gibt Menschen, die ausgezeichnet reden, aber nur mühsam und unbeholfen Texte zuwege bringen – und das gleiche gilt umgekehrt.

Den einen fällt der Übergang vom Sprechen in die Schrift schwer – den anderen macht es umgekehrt Mühe, etwas Geschriebenes so zu präsentieren, dass es fesselt, mitreißt, „klingt“ und nicht durch „trocknen Ton“ ermüdet.

Nun wage ich die These, dass für viele Menschen Reden und Sprechen, also der mündliche Umgang mit Sprache, gleichbedeutend ist mit dem Gebrauch des *Dialekts*. Im Dialekt sind die meisten „bei sich“, sie erzählen unbefangen drauflos, sie müssen sich keinen Ruck geben, keinen Anlauf nehmen, sich nicht feierlich „in Schale werfen“: sie reden einfach. - Um nun gleich den Protest der Hochsprachler aufzufangen, die gewiss behaupten werden, bei ihnen unterschieden sich mündlicher und schriftlicher Sprachgebrauch überhaupt nicht, sie redeten so, wie sie schrieben, und sie schrieben so, wie sie redeten, will ich hier das Wort *Dialekt* in einem weiten Sinn verstehen (der übrigens seiner ursprünglichen Bedeutung, dem Miteinander-Reden, ganz nahe kommt): ich verstehe darunter die *gesprochene Umgangssprache* – eine Sprache, die ja nahezu immer *abweicht* von der hochsprachlichen Norm. Auf einer Skala aufgezeichnet, begänne dann der Dialekt mit jenen lokalen und regionalen Färbungen, die sich von der normierten Bühnenaussprache nach Siebs charakteristisch abheben: man denke an Carolin Reibers bayerisches R oder an das langgezogene A des Hamburger Ohnsorg-Theaters, an die Frontis-Erweichungen der Franken und Sachsen („Dankwart können Sie das Kind nicht nennen – das ist doch ein Beruf!“), an die Lautverdampfungen im Bayerischen, das Verschlucken von Vokalen im Schwäbischen, die Tonhöhen und Tonsequenzen, an denen man mit gutem Ohr sofort den Badener, den Schwaben, den Rheinländer, den Mecklenburger, die Niedersachsen, Hanseaten, Berliner, Schlesier und Böhmen erkennt. Am anderen Ende der Skala stünden dann die entwickelten, „elaborierten“ Dialekte: also die schwäbischen, fränkischen, bayerisch-österreichischen, hessischen, pfälzischen, rheinländischen, sächsischen, niederdeutschen *Mundarten* – Dialekte also, die im Unterschied zu bloßen Tonfärbungen über ein eigenes, vom Hochdeutschen unterschiedenes Vokabular verfügen, die man also nicht nur mündlich sprechen, sondern auch schriftlich fixieren kann (und übrigens auch fixieren *muss*, da sie über bloße Akzentuierungen und Färbungen weit hinausgehen). Der Dialekt weicht also als *Phonem*, als Klangerscheinung, von der Siebs-Norm ab, als *Lexem*, d.h. in seiner Wortgestalt, von der Duden-Norm – in jedem Fall: *er weicht ab*.

Fasst man Dialekt auf diese Weise, so spricht in Deutschland, zumal in Oberdeutschland, fast jeder Mann und jede Frau Dialekt. Man prüfe sich nur einmal selbst: zumindest in der Wortfolge, im Auslassen oder Hinzufügen, in Ellipsen und Redundanzen, im Betonen oder Verschlucken und natürlich auch in der landschaftlichen Färbung und Tonhöhenbewegung unterscheidet sich das, was wir *sagen*, fast immer von dem, was wir *schreiben*. Eine Ausnahme von der Regel machen nur diejenigen, die sich in jeder Lebenslage in ihren schriftlichen wie mündlichen Äußerungen stets an den Siebs und an den Duden halten. Aber das dürfte keineswegs die Mehrheit, eher die Minderheit sein. Die Mehrheit behält in unserem Land beim Sprechen nicht nur ihre spezifische Mund-Art im Sinn der lokalen und regionalen Einfärbungen von Sprache bei – sie gebraucht darüber hinaus auch viele Dialekte im eigentlichen Sinn des Wortes und schämt sich dessen nicht. „Wir können alles. Außer Hochdeutsch.“ – dieser schnell berühmt gewordene baden-württembergische Spruch klingt nicht etwa demütig oder zerknirscht, sondern eher herausfordernd (mit einem kleinen Schuss Selbstironie!), und das ist gut so.

Sprechen, wie einem der Schnabel gewachsen ist – das sollte etwas Selbstverständliches sein, ein Vergnügen für alle Tage, ein Genuss ohne Reue. Schließlich haben sich unzählige im Dialekt aufgewachsene Schulkinder – auch ich gehörte einst dazu – im Klassenzimmer genug anstrengen müssen, um mühsam jene erste Fremdsprache zu erlernen, die sich Hochdeutsch nennt. Warum „meim Vadder sei Hut“ eines Tages plötzlich „meines Vaters Hut“ heißen musste, das kommt mir heute noch als ein Mysterium vor. Damals wie heute gab und gibt es Lehrer, die meinen, sie müssten bei jungen Menschen alles wegretuschieren, was an die Kindheit, die gesprochene Sprache, das Elternhaus, die Umwelt erinnert. Glücklicherweise gab und gibt es auch andere, die wissen, dass sich im Dialekt ein Stück Herkunft, ein Stück unverwechselbarer Eigenheit verbirgt. Ein selbstbestimmtes Leben zu führen ohne Bruch mit der Herkunft – das dürfte ja für viele, ja die meisten der heutigen Menschen ein Ideal, ein Leitstern sein. Dann aber gibt es keinen Grund, Dialekt und Hochdeutsch nicht gleichberechtigt nebeneinander bestehen und gelten zu lassen. Ich zitiere den niederdeutschen Lyriker Georg Bühren, der bei der Entgegennahme des Fritz-Reuter-Preises am 26. April 2002 in Münster folgendes sagte: „Was früher als Kompliment gedacht war, die Bezeichnung Weltbürger, ist heute längst eine Tatsache. Wir alle sind Weltbürger und sollten in der Lage sein, jenseits regionaler Ebenen zu kommunizieren; aber da man uns nicht gefragt hat, muss jedem das Recht zugestanden bleiben, sich auch im Kleinraum seiner Umgebung wohlfühlen, einschließlich des jeweiligen Idioms, der Dialekte der Region...“ (Carl-Toepfer-Stiftung, Verleihung des Fritz-Reuter-Preises 2002 an Georg Bühren, Münster, am 26. April 2002 in Münster).

Dialekt als Herkunftszeichen – das ist ein weites Feld, selbst in einer kleinräumigen Landschaft wie Heilbronn-Franken. Aus einer Fülle möglicher Beispiele will ich nur auf *eines* hinweisen: auf die religiös-konfessionelle Aussagekraft der Sprache. Reinhold Würth schrieb mir am 11. September 2003: „Gerade in unserer historisch so zerstückelten Landschaft Heilbronn-Franken werden heute noch hunderte von Subdialekten gesprochen, gefärbt vor allem durch Reformation und Gegenreformation: Hören wir einen Bürger aus dem katholischen Amrichshausen sprechen, können wir Einheimische gut die Ausdrucksweise des aus dem 3 Kilometer entfernten Mäusdorf kommenden evangelischen Bürgers unterscheiden.“ Und Erhard Eppler, gebürtig aus Schwäbisch-Hall, berichtete am 14. Mai 2002 im Landtag in Stuttgart in einer Rede zum 50jährigen Jubiläum Baden-Württembergs, wie er als Bub in Hall die Vielfalt des Landes erlebte. „Für uns gab es drei Sprachen. Einmal das Honoratiorenschwäbisch, das Beamte und Pfarrer in 130 Jahren in die fränkische Stadt eingeschleppt hatten und das auch bei uns zu Hause üblich war. Daneben das Hohenlohisch-Fränkische, das die Bauern der Umgebung, aber auch viele eingesessene Haller sprachen, und schließlich noch eine höchst seltsame, exotische Sprache, deren sich nur ein oder zwei Kameraden bedienten, deren Väter meist als Offiziere in unsere Gegend versetzt worden waren: das Hochdeutsche. Und ich gestehe hier, auch wenn es in die beste aller möglichen Welten nicht so recht passt, dass wir die armen Preußenkinder wegen ihrer Sprache, die nicht die unsere war, übler behandelt haben, als heute Türkenkinder behandelt werden. Wir konnten nicht nur kein Hochdeutsch – so wenig wie unsere Lehrer -, wir verabscheuten es. Wir waren fremdenfeindlich, und Fremde waren Menschen, die hochdeutsch sprachen.“

Eppler hat auch einen Grabspruch nahe der Wurmlinger Kapelle dialektgeographisch und konfessionssoziologisch entziffert und gedeutet:

Hier ruht Marie, die reine Seele,
 in dieser tiefen, tiefen Gruft,
 neben ihrem Vetter Stähle,
 bis der Herr sie wieder ruft.

Sein Kommentar: „Aus diesem Gedicht schloss ich messerscharf, dass die Verbliebene evangelisch gewesen sei. Nicht wegen der subtilen Theologie, die dieses Kunstwerk beflügelt, sondern wegen des Reims. Wer Seele auf Stähle reimt, muss doch wohl Säle sprechen. Und das war Kennzeichen evangelischer Theologen, die nie, wie ihre katholischen Kollegen, Deutsch gelernt haben. Sie hielten das Pfarrhausschwäbische für die Hochsprache. Wer damals in eine Kirche kam, die er nicht kannte, mit verbundenen Augen und verbundener Nase - wegen des Weihrauchs -, wusste sofort, wo er war, je nachdem, ob der Pfarrer von Seele und Leben oder von Säle und Läben sprach“ (Baden-Württemberg 1952-2002. Vortragsreihe von Landtag und Landesregierung zum 50jährigen Jubiläum Baden-Württembergs im Haus des Landtags in Stuttgart, Stuttgart 2003, 7-17 [11,13]).

Für diese verschlüsselten Botschaften des Dialekts sind wir in den letzten Jahren wieder empfänglicher geworden. Gerade was an Dialekten eigenartig, verspielt und manchmal skurril erscheint, anzüglich und boshaft, anspielungsreich und rätselhaft, das berührt und bewegt uns und fesselt unsere Fantasie. Dialekte sind ein großes Memento: sie erinnern an die Vergangenheit, an ältere Sprachzustände - im Grunde an die ganze ältere europäische Welt vor dem Aufstieg der Nationen. Sie verkörpern die alten Sprachen und Sprechweisen, die *vor* den neuen Nationalsprachen, den normierten Hochsprachen des modernen Europa liegen. Je gleichförmiger diese Hochsprachen heute werden im Zug allgemeiner Mobilität und Angleichung der Lebensformen, desto mehr entdecken wir in den Dialekten die Gegenwelt, nämlich das Ungleiche und Unberechenbare, das Originelle und Unabgeschliffene, das Vielfältige und Vieldeutige.

So stünde also heute eine neue Konjunktur für Dialekte unmittelbar bevor? Nun, davon sehe ich im Augenblick noch nichts. Die gegenwärtige Zeit ist dem Dialekt nicht ohne weiteres günstig. Viele Eigenheiten, viele Sonderbildungen lösen sich in einer allgemeinen Angleichung und Nivellierung auf. Das war noch anders in der ersten Nachkriegszeit und in den fünfziger Jahren: damals nahm man die Politik vor allem durch einzelne scharfgeprägte Persönlichkeiten wahr - und die sprachen nicht selten unverfälschten Dialekt. Der rheinische Tonfall Adenauers, das Hanseatische von Brauer und Kaisen, das Berlinische von Ernst Reuter, das Schwäbische von Gerstenmaier, Kiesinger, Reinhold Maier, Gebhard Müller – das gehörte damals zur öffentlichen Wahrnehmung von Politik. Es herrschte ja auch noch der Hörfunk, nicht das Fernsehen: Man hatte die Zeit, die Politik weniger *im Auge* als *im Ohr*. Und nach dem großen Sündenfall des Dritten Reiches galt Hochdeutsch, gar ein stramm und schneidend gesprochenes Preußisch, als anstößig und belastet (worunter zum Beispiel ein Mann wie Kurt Schumacher ganz offenkundig zu leiden hatte!). Man zog sich nach 1945 lieber in landschaftliche Idiome zurück - die galten als unanstößig, als unschuldig. Es war ein Vorteil für den aus Brackenheim stammenden Bundespräsidenten Theodor Heuss, dass man ihn, wenn man seine Stimme im Radio hörte, gelegentlich mit Willy Reichert verwechselte.

Kein Zweifel, der Gebrauch der Mundart geht heute zurück, seit Jahren schon, die Dialekte nehmen ab, unser Sprachverhalten wird immer uniformer, die Sprechweisen gleichförmiger, der Sprachschatz kärglicher und austauschbarer. Eine Art Basic German entsteht – ein reduziertes, funktionales Gebrauchsdeutsch, unanstößig, aber fade, ohne Witz und Schärfe, ohne Überraschungen. Und wie viel Politiker gibt es noch, die einen *Dialekt* ebenso perfekt beherrschen wie eine *Fremdsprache*? Seit Helmut Schmidt und dem Freiherrn von Heeremann haben wir zum Beispiel keinen Mächtigen mehr Platt reden hören!

Aber gleichzeitig wächst bei vielen das Gefühl dafür, dass mit den Dialekten, kämen sie eines Tages gänzlich außer Übung, *mehr* zugrunde ginge als nur ein lebenswürdiges Stück sprachlicher Folklore. Es ist für mich kein Zufall, dass in der Generationenstudie 2003 der Hanns Seidel Stiftung „Heimat und Heimatgefühl in Bayern“ 85% der Befragten dem Dialekt eine Schlüsselrolle bei der Entstehung des Heimatgefühls zuschreiben und dass die Meinung, Dialekte seien nicht mehr zeitgemäß, von nur 21% vertreten wird. Interessant sind übrigens die landschaftlichen Schattierungen bei dieser Umfrage: im (bayerischen) Franken und Schwaben sind die Leute ein wenig freundlicher gegenüber dem Hochdeutschen und ein wenig skeptischer gegenüber dem Dialekt als in Oberbayern, was gewiss auch mit der Geschichte zusammenhängt. Den schwäbischen und fränkischen Landschaften, die im Alten Reich bekanntlich „des Kaisers getreueste Barone“ stellten, fehlt eben bis heute das unbekümmerte Selbstbewusstsein entwickelter Territorialstaaten wie Bayern oder Preußen oder Württemberg - was sie übrigens manchmal bundestreuer und landeskritischer erscheinen lässt als ihre Nachbarn.

Man bemüht sich heute an mehreren Orten, so in Freiburg, Augsburg, Würzburg, München, Passau, um eine Bestandsaufnahme des Alemannischen, Schwäbischen, Fränkischen, Bayerischen – mit viel gutem Willen, doch mit viel zu wenig Forschungspersonal und Geld. Und eine bundesweite Dialektforschung gibt es überhaupt noch nicht. Sie hätte ganz elementare Fragen zu klären, über die wir bis heute in Deutschland so gut wie gar nichts wissen: 1. Wie viele Bundesbürger lernen zuerst Dialekt, wie viele zuerst Hochdeutsch? 2. Wer behält was und wie lange? 3. Wie viele beherrschen (und gebrauchen!) Hochsprache und Dialekt nebeneinander? Und 4.: Wie verhalten sich die Sprache der engeren und der weiteren Heimat zu anderen Sprachen – vor allem zu der heute marktbeherrschenden lingua franca, dem Englischen?

2. Europas alte und neue Sprachen

An dieser Stelle könnte jemand einwenden, solche Fragen und Probleme fielen doch wohl ein wenig aus dem Rahmen, aus der Zeit und Aktualität heraus. Haben wir denn wirklich keine anderen Sorgen? Was sollen denn im rasch wachsenden Europa die *alten* Sprachen, die Dialekte, wenn man schon der Fülle der *neuen* Sprachen, der Nationalsprachen, kaum noch Herr wird?

In der Tat: am 1 Mai dieses Jahres treten zehn ost- und südosteuropäische Länder der EU bei. Dann stehen in Brüssel „babylonische“ Verhältnisse bevor. 110 Kombinationen der elf Amtssprachen gibt es in der EU schon jetzt. Die Möglichkeiten vervierfachen sich in etwa bei 25 Staaten. ‚Die größte Herausforderung wird es sein, den Betrieb mit hunderten neuen Dolmetschern und Übersetzern am Laufen zu halten‘, sagt Jan Andersen von der Europäischen Kommission in Brüssel.

Denn der gemeinsame Dolmetscher- und Konferenzdienst der EU wird nach eigenen Angaben ab 2004 für jede der neun neuen Amtssprachen 15 bis 40 Dolmetscher zusätzlich pro Tag benötigen“ (Claudia Carl, Babylonische Verwirrung, in: Münchner Merkur vom 21.10.2003).

Bleibt da überhaupt, so könnte man fragen, noch ein Gedanke an die Sprachebenen *unterhalb* der nationalen Hochsprachen? O ja, er bleibt durchaus, auch wenn der Anschein dagegen spricht. Denn einmal drängen seit langem die europäischen *Minderheitssprachen* – das Baskische, Bretonische, Korsische und Friesische, das Ladinische, Okzitanische, Sardische, das Färingische und Sorbische - nach vorn; sie haben durch die „Europäische Charta der Regional- und Minderheitssprachen“ sogar einen besonderen Rechtsstatus erhalten. Zum anderen sind die europäischen *Hochsprachen* - im Unterschied zu den Minderheitssprachen - nur durch die sogenannte Amtssprachenregelung geschützt, jene Regelung also, wonach alle EU-Dokumente in diese Sprachen zu übersetzen sind. Nach den Verträgen sind alle elf (und künftig alle 20) Amtssprachen gleichberechtigt. Doch man weiß aus langer Erfahrung in Straßburg, Luxemburg und Brüssel: einige der Amtssprachen sind stets ein wenig gleicher als die anderen. Es besteht die Sorge, dass besonders Deutsch als Amtssprache durch die Osterweiterung leiden könnte, dass das Englische und Französische weiteren Auftrieb erhält – obwohl diese Sprachen ja in Europa, wie bekannt, von weniger Sprechern gesprochen werden als das Deutsche. Für Deutsch ergibt sich noch dazu die paradoxe Lage, dass es einen geschützten europäischen Rechtsstatus nur als Minderheitensprache (nämlich als Sprache der Deutschen in Jütland) hat.

Jedenfalls: die Situation ist offen. Was aus den europäischen Hochsprachen, den sprachlichen Sedimenten des Nationalstaats, in einer Zeit der Integration, der Regionalisierung und Föderalisierung Europas wird, ist keineswegs gewiss. Schon jetzt gibt es besorgte Empfehlungen zur Förderung, Weiterentwicklung und Pflege dieser *Hochsprachen* – parallel zu den europaweiten Bemühungen um die Unterstützung von *Regionalsprachen* und *Dialekten*. Man darf gespannt sein, wie die Entwicklung der Sprachen in Europa in den nächsten Jahren und Jahrzehnten insgesamt verlaufen wird.

Sehe ich richtig, so zeichnen sich in den europäischen Ländern gegenwärtig drei sprachpolitische Tendenzen ab. Sie beruhen auf verschiedenen Voraussetzungen, und sie führen auch in unterschiedliche Richtungen mit jeweils anderen Konsequenzen.

1. Am entschiedensten und mit einer gewissen Exklusivität verteidigt Frankreich seine Sprache – eine Sprache, die in der Verfassung ausdrücklich als Sprache der Franzosen festgeschrieben wird (weshalb Frankreich auch die „Europäische Charta der Regional- und Minderheitssprachen“ bis heute nicht unterschrieben hat!). Französische Sprachpolitik richtet sich daher nicht nur gegen regionale Selbständigkeitsregungen von Regionalsprachen, etwa des Bretonischen, Baskischen, Okzitanischen, Deutschen, Flämischen – sie bietet zugleich alle Machtmittel des Staates gegen die Anglisierung der Umgangssprache, den wachsenden Einfluss des „Franglais“ auf. Das sprachliche Symbol dieses Selbständigkeitsanspruchs ist der „Ordinateur“ – das in Frankreich amtlich vorgeschriebene Wort für den Computer.

Die französische Sprachpolitik knüpft dabei an alte Traditionen an: Reinigung der Sprache von fremden Einflüssen, Kodifizierung des Vokabulars, der Rechtschreibung, der Aussprache, Lenkung des Sprachgebrauchs – das sind Ziele, die der französische Staat seit Richelieu und der Gründung der Académie Française, erst recht seit der Französischen Revolution und ihrem Kampf gegen die Regionalsprachen und Dialekte verfolgt. Es ist klassische hegemoniale Sprachpolitik: Befestigung der „eigenen Sprache“ durch Gesetzgebung und Verwaltung, Sicherung des „ersten Platzes“, des deutlichen Vorrangs für sie. So ist es in Frankreich Organisatoren von Kolloquien und Kongressen (insbesondere Naturwissenschaftlern, die gern englisch verhandeln) untersagt, das Französische als Verhandlungssprache auszuschließen; verboten ist auch die Verteilung von Dokumenten ohne Beifügung einer französischen Übersetzung sowie die Veröffentlichung von Kongressakten ohne eine französische Zusammenfassung fremdsprachlicher Beiträge.

Ob allerdings eine solche Politik der Abgrenzung und Statusverteidigung im 21. Jahrhundert noch erfolgreich sein kann, darf man bezweifeln. Denn sie steht im Widerspruch zu zwei starken Tendenzen der gegenwärtigen Sprachentwicklung: dem Vordringen der Regiolekte und Soziolekte *unterhalb* der Nationalsprachen – und der Tendenz zu einer internationalen *lingua franca*, dem Englischen. Immerhin haben sich auch in Frankreich inzwischen „le weekend“ und „le fax“ konkurrenzlos durchgesetzt, und wer bei McDonalds einkehrt, verzehrt auch in Paris, Lyon oder Bordeaux „un macdo“. Sprachreinheit ist ein *Ideal* – erzwungen werden kann sie kaum. Doch es ist nicht zu übersehen, dass die französische Sprachpolitik auch Zuspruch gefunden hat, so in Ländern Mittel- und Osteuropas und in Ländern der Dritten Welt, weil sie rigoros auf eigenständigen kulturellen Traditionen beharrt und sich dem globalen Sog des angelsächsischen „melting pot“ entzieht.

2. In die Gegenrichtung gehen andere europäische Länder - ich nenne die Schweiz, Luxemburg, Belgien, Italien, Spanien. Sie verbinden das Prinzip nationaler Einheit mit Prinzipien der Zwei- und Mehrsprachigkeit, teils schon seit Jahrhunderten, teils in neuerer Zeit - übrigens mit durchaus unterschiedlichen Akzenten.

So ist die Schweiz bekanntermaßen die älteste mehrsprachige Republik der Welt - ein Nationalstaat, in dem seit 1848 drei und seit 1938 vier offizielle Sprachen (Deutsch, Französisch, Italienisch, Rätoromanisch) friedlich, allerdings mit abgestuftem Gewicht, nebeneinander leben – das Deutsche sogar in der Doppelgestalt von hochdeutscher Schriftsprache und alemannischem Schwyzerdütsch. - In Belgien hält ein kompliziertes System von Checks und Balances die vier Sprachgebiete – das niederländische, französische, deutsche und die zweisprachige Region Brüssel – auf Distanz, aber auch in Verbindung miteinander. Berühmt ist das „Alarnglockenverfahren“, das eingeleitet wird, wenn drei Viertel der Mitglieder der niederländischsprachigen oder der französischsprachigen Gruppe im Parlament es begehren: dann wird das parlamentarische Verfahren ausgesetzt; die Sache wandert zum Ministerrat, der seinerseits paritätisch zusammengesetzt ist (ebenso viele niederländischsprachige wie französischsprachige Minister) und der daher einen Konsens suchen und erreichen muss. Das System erinnert an die *Itio in partes* im Regensburger Reichstag des Alten Reiches, die gleichfalls der Nichtdiskriminierung (in diesem Fall der Religionsparteien, der Katholiken und Protestanten) diente; auch an die komplexen Abstimmungsmodalitäten im Wiener Reichstag des Vielvölkerreiches Österreich-Ungarn vor dem Ersten Weltkrieg mag man denken.

Wer ein so schwieriges System handhaben will, muss ein Verhandlungskünstler und Sprachvirtuose sein, ein wandelnder Vermittlungsausschuss, ein Engel an Langmut und Gremiengeduld!

Ein bescheideneres, aber im ganzen geglücktes Beispiel für territorial gestufte Zweisprachigkeit ist seit dem „Südtirolpaket“ von 1969 die autonome Region Trentino–Südtirol. Hier ist es gelungen, vollständige sprachliche Autonomie für das Deutsche – und für die kleinere ladinische Sprache – zu schaffen, ohne dass dadurch der Zusammenhalt des italienischen Staates im mindesten gefährdet wurde. - Interessant ist die Entwicklung in Spanien: dort wird die seit Jahrhunderten voranschreitende „Kastilianisierung“ des Landes neuerdings aufgehalten durch die Anerkennung von Minderheitssprachen *im* Land: als solche gelten u.a. das Baskische, das Galizische und das Katalanische. Ob dies auf die Dauer zu einem Nebeneinander zunehmend selbständiger Sprachen, zur Erosion des *castellano* als Staatssprache oder eines Tages gar zur Sprengung des Staatsverbandes führen wird, ist im Augenblick kaum abzusehen. *Wahrscheinlich* ist eine solche Entwicklung nach meiner Meinung freilich nicht.

3. Ziemlich genau in der Mitte zwischen diesen beiden Tendenzen - der zentralistischen Verteidigung einer „Staatssprache“ und dem wachsenden öffentlichen Anspruch der Regionalsprachen – liegt Deutschland. Es ist aus mehreren Gründen ein komplizierter Fall. Einmal ging in unserer Geschichte die sprachliche Einigung der politischen voraus: Das Land war zuerst Sprachnation, Kulturnation und erst später *Staatsnation* - unter den europäischen Staaten ein Ausnahmefall, allenfalls Italien und Polen sind vergleichbar. Sodann haben sich bei uns die kleinräumigen Identitäten der vorrevolutionären Welt - der Grundherrschaften, Klöster, Städte, Fürstentümer, Ritterschaften usw. - bis heute gegenüber dem Zentralstaat kräftig behauptet, im Süden und Westen übrigens stärker als im Norden und Osten. Endlich fehlen unserem Land in seiner jetzigen Lage die verfassungsrechtlichen Mittel zu einer zielbewussten, planvollen Sprachpolitik, die steuernd und ausgleichend wirken könnte – die missglückte Rechtschreibreform ist dafür ein bedrückendes Zeugnis, aber keineswegs das einzige.

So erlebt Deutschland die europäische Rivalität der Hoch- und Regionalsprachen im Zustand einer gewissen Hilflosigkeit. Deutsch als Hochsprache ist zwar nicht unmittelbar bedroht – aber es ist dem Ansturm des Angelsächsischen, der deutsch-englischen, deutsch-amerikanischen Zwitterbildungen (denen oft gar kein englisches Äquivalent entspricht!) stärker ausgesetzt als das Französische, Spanische, Italienische. In der jungen Generation hat das Englische längst eine zentrale Stellung gewonnen – deutsche Lieder bei Schulfesten sind fast nur noch eine nostalgische Erinnerung. Es könnte durchaus sein, dass das Deutsche als Wissenschafts- und Gelehrtensprache auch im eigenen Land dem Englischen weichen muss – in Naturwissenschaft und Technik ist es längst so weit - und dass es als Literatursprache auf den bescheidenen Rang zurückfällt, den es vor der Klassik und dem Deutschen Idealismus im internationalen Austausch hatte. Schon heute werden nur noch vergleichsweise wenige deutsche Autoren ins Englische und Amerikanische übersetzt, während umgekehrt unter den in Deutschland erscheinenden Übersetzungen (jährlich ca. 15% der Gesamtproduktion) die englisch-amerikanischen mit zwei Dritteln den Löwenanteil stellen.

Und die Dialekte im engeren und im weiteren Sinn? Nun, sie werden sich behaupten, meine ich – möglicherweise freilich in einem gleichfalls eingeschränkten Maß. Es ist eine offene Frage, ob sie noch so viel zur Lebendigerhaltung, zur Erneuerung der Hochsprache beitragen können wie in früheren Zeiten. Albert Schweitzer, ein Mann dreier Sprachen, elsässisch, deutsch, französisch redend und schreibend, war da noch optimistischer: er schätzte den Dialekt als lebendige Gegenkraft zum Fixierten, Normierten, Starren der Hochsprache – er verglich ihn mit lebendigen Bäumen, während er in der Hochsprache nur „gsägti Bretter“ sah. So optimistisch sind wir heute wohl nicht mehr. Eher ist der Dialekt etwas, das uns im Alltag umgibt, in dem wir Atem schöpfen, ausruhen und ein wenig bei uns sind, ein Rückzugsgebiet, ein grüner Gemütswinkel - ganz wie in alten Zeiten, als auch hochdeutsch Redende in den Dialekt fielen, wenn sie erregt, zornig, traurig oder ergriffen waren (von Schiller, auch von Hegel ist überliefert, dass sie in solchen Augenblicken in ein deftiges, ihren Gesprächspartnern fast unverständliches Schwäbisch fielen!). Dialekte sind nichts Pathetisches – sie sind eine Sprache der Nähe, der Alltäglichkeit. Und auch der heutige Dialektdichter wird, wenn er klug ist, zu seinem Gesang nicht die große Harfe ergreifen, sondern lieber eine kleine Laute oder Weidenflöte.

Erstaunlich ist es aber doch – wenn man Bilanz zieht -, wie viele Energien immer wieder aus Sprachen kamen, die schon aufgegeben, ja halb vergessen waren. Die Dialekte sind ja – um es zu wiederholen – Europas *alte* Sprachen, so wie die heutigen Hoch- und Schriftsprachen seine *neuen* Sprachen sind. Einen Dialekt zu sprechen – das erschließt uns Tiefendimensionen unserer Sprache. Wir sind, wenn wir uns auf diese Weise artikulieren, plötzlich in älteren Zeiten und Zonen. Wer zum Beispiel Alemannisch kann, dem macht das Mittelhochdeutsch Gottfrieds von Straßburg oder Hartmanns von Aue wenig Schwierigkeiten – und auch vom heutigen Fränkisch ist der Weg zu Wolframs Parzival nicht weit. Europas alte und neue Sprachen - es wäre reizvoll, einmal eine europäische Literaturgeschichte unter diesem Gesichtspunkt zu schreiben. Lassen Sie mich zum Abschluss dazu wenigstens ein paar Bemerkungen machen.

Hätte man wohl vor einem Jahrhundert gedacht, dass aus dem verachteten und fast schon totgesagten Jiddisch noch einmal ein so riesiges, eindringliches Œuvre entstehen könnte wie Isaak B. Singers erzählerisches Werk? Und stand nicht das Portugiesische, der nordwestlichste spanische Dialekt, als Literatursprache nicht eben hoch im Kurs, als ihm Fernando Pessoa seine subtile Wortkunst entlockte? Nicht zu reden von der Wiedergeburt des Flämischen im 19. Jahrhundert bei Gezelle und Woestijne oder des Provenzalischen in der Dichtung Frédéric Mistral's. Und wer hätte geglaubt, dass in allerjüngster Zeit ein Elsässer und Franzose, Claude Vigée, die umfangreichsten Dichtungen in alemannischer Sprache seit Johann Peter Hebel schreiben würde – und das in Israel?

Aber wir brauchen gar nicht in die Ferne zu schweifen. Auch die Dichter unserer klassischen Zeit kamen aus der Provinz: Wieland, Schiller, Hölderlin aus Schwaben, Herder aus dem östlichen Preußen, Goethe aus dem Rheinfränkischen, Hebbel aus Dithmarschen – man könnte lange fortfahren. Man kann es übrigens, wenn man ein Ohr dafür hat, noch heute hören: an den Wortbetonungen, an den oft verräterischen Reimen, an der Tonhöhenbewegung, die wohl am untrüglichsten die Herkunft eines Menschen preisgibt. Das ist übrigens kein Mangel, kein Nachteil, selbstverständlich nicht. Gute Lehrer und Literaturinterpreten sollten solche Feinheiten lächelnd aufdecken und hörbar machen.

Gilt doch, was für Weimar galt, in unserem Land auch in der Gegenwart: Was wären Böll, Johnson, Grass, Walser ohne ihre kölnischen, mecklenburgischen, ihre Danziger und bodenseeealemannischen Sprach-Hintergründe?

Wie sich das Verhältnis von Dialekt und Hochsprache, von Regional- und Nationalsprachen in Zukunft entwickeln wird – darüber kann ich dem hochgeschätzten Verein Bürgerinitiative pro Region Heilbronn-Franken e.V. heute Abend nichts Abschließendes und Verbindliches mitteilen. Die Dinge sind im Fluss, und ich gehöre weder zu den großen noch zu den kleinen Propheten. Man kann nur vermuten, dass langfristig in einem enger zusammenwachsenden – und zugleich global sich öffnenden – Europa beide, die Dialekte wie die Hochsprachen, ihren Platz haben werden, dass weder die einen noch die anderen verschwinden werden. Doch wie ihr Verhältnis sich entwickeln wird, ihr öffentliches Gewicht, ihre spezifischen Formen, das ist eine offene Frage.

Vielleicht wird sich zwischen den Hochsprachen und den Dialekten auch ein neues Gleichgewicht einspielen wie in der Schweiz, wo heute das Alemannische fast gleichberechtigt neben dem Hochdeutschen steht – man höre nur den dortigen Rundfunk und das Fernsehen. Dann wäre der vornehme hochdeutsche Ton im Schweizer Literaturdeutsch (der immerhin von Bodmer und Breitinger bis zu Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt reicht) auf einmal jäh zu Ende. Denn im Dialekt überlebt kein Pathos. In einer Musiksendung im Schweizer Rundfunk hörte ich neulich von „Beethovens besonderer Eingebung“ reden – im Mund des Sprechers war es, gut schwyzerdütsch, „dem Beethove si bsunderi ligäbbig“. Ich habe auch schon einem Wortwechsel gelauscht, bei dem ein Schweizer einen anderen Schweizer vor einem zudringlichen dritten Schweizer warnte: „Däär? Där will si doch bi diir blos iischliime!“ (Der will sich doch bei dir bloß einschleimen.) Vokalreicher, musikalischer ist die Dialektfassung auf jeden Fall – aber ob sie jeder versteht, ist eine andere Frage. Was fangen zum Beispiel Tessiner, Räteromanen, Bürger der Suisse romande, die mühsam Deutsch gelernt haben, mit diesem jählings neuerweckten gutturalen, verschleifungsreichen, von Varianten und Sonderformen strotzenden Alemannisch an?

Was mich angeht, so würde mich ein solcher kleiner sprachlicher Paradigmenwechsel nicht erschrecken, sondern erfreuen. Ich würde mich plötzlich in der Sprache meiner Kindheit wiederfinden, in einem Idiom, das mir nach wie vor vertraut und teuer ist – sogar noch ein bisschen mehr als das Hochdeutsch, das ich an diesem Abend in Schwäbisch-Hall zu Ihnen zu sprechen versuche. Und sollte ich plötzlich unbedacht eine Wendung gebrauchen wie „meim Vadder sei Hut“, so wäre das immerhin nicht mehr ganz so verkehrt und falsch wie einst unter den strengen Augen und Ohren meiner Lehrer in den späten dreißiger Jahren in der Volksschule zu Freiburg.